



Arno Schmidt

»Es gibt keine

Seligkeit ohne Bücher«

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5334

Ein Leben ohne Bücher? Für Arno Schmidt unvorstellbar! Dieser Band versammelt Texte Schmidts zum Thema »der Schriftsteller und das Buch«. Da geht es um erste Lektüren (»schlimmer als die erste Liebe«), um den Schreibplatz des Dichters, der von Büchern umgeben sein muss, um den Umgang mit fremder Literatur, Stichwort Plagiat, ums Sammeln, Lesen und Verwerten – Werkstattberichte eines Dichters, der sein Schreiben auch als eine Art Handwerk verstand.

ARNO SCHMIDT wurde am 18. Januar 1914 in Hamburg geboren. Nach seiner Entlassung aus englischer Kriegsgefangenschaft arbeitete er zunächst als Dolmetscher, von 1947 an als freier Schriftsteller. 1958 zog er mit seiner Frau Alice nach Bargfeld (Kreis Celle), wo er bis zu seinem Tod zurückgezogen lebte. Arno Schmidt starb am 3. Juni 1979 in Celle. Zwei Jahre nach seinem Tod gründeten seine Frau Alice Schmidt und Jan Philipp Reemtsma die Arno Schmidt Stiftung (www.arno-schmidt-stiftung.de).

Weitere Titel von Arno Schmidt im suhrkamp taschenbuch: *Schwarze Spiegel* (st 5270), *Seelandschaft mit Pocahontas* (st 5271), *Kühe in Halbtrauer* (st 5272), *KAFF auch MARE CRISIUM* (st 5273), *Brand's Haide* (st 5331), *Aus dem Leben eines Fauns* (st 5332), *Die Gelehrtenrepublik* (st 5333).

Arno Schmidt
»Es gibt keine Seligkeit
ohne Bücher«

Ein Lesebuch, herausgegeben von
Bernd Rauschenbach

Suhrkamp

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5334
© für diese Zusammenstellung
2023 Arno Schmidt Stiftung, Bargfeld
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns
auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagfoto: Arno Schmidt
Gestaltung, Satz: Friedrich Forssman
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.
climatepartner.com/14438-2110-1001
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47334-4

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorbemerkung 7

Lesen ist schrecklich!	9
Flucht vor dem Werk	12
Ich bin erst Sechzig	15
Nebenberuf : Dichter?	18
Die Brotarbeit	21
Schulausflug	24
Dichtung und Dialekt	35
›Urkundlich belegt‹	39
Literatur : Tradition oder Experiment?	45
Hegemeister des Geistes	50
Ach, wie gut, daß Niemand weiß ...!	56
Muß das künstlerische Material kalt gehalten werden?	65
Unsterblichkeit für Amateure	69
Hände weg vom Lexikon!	78
Armes Deutschland!	85
Julianische Tage	91
Und es blitzten die Sterne ...	98
›Sind wir noch ein Volk der Dichter & Denker?‹	106
››Wahrheit‹ – ?«, seggt Pilatus, un grifflacht	121
Eines Hähers »: Tué!« und 1014 fallend	129
›Meine Bibliothek‹	144
Der Platz, an dem ich schreibe	154

Textnachweise 160

Auch Helios ist allein, oben im Seidenblau.
Wie wird er lachend am gebogenen Bugschnabel
seines Nachens stehen, übermütig; und selig
langsam dahingewiegt. Und hinter ihm, auf den
ebenen Goldplanken, werden auch Schriftrollen
liegen, denn es gibt keine Seligkeit ohne Bücher!
(Enthymesis oder W. I. E. H.)

Vorbemerkung

Es gibt Autoren und Autorinnen, die lesen wenig. Arno Schmidt gehörte zu denen, die viel lesen. Zu seinem Leben gehörten Bücher von Kindesbeinen an (er gab an, sehr früh lesen gelernt zu haben). Als er zur Wehrmacht einberufen wurde, nahm er wenigstens ein Buch mit, Christoph Martin Wielands »Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva« (und vermerkte dies in diesem Buch). Wer Arno Schmidts Arbeitszimmer in seinem Haus in Bargfeld, Kreis Celle, betritt, betritt eine Bibliothek, die einen Schreibtisch rahmt.

In einem frühen (erst postum veröffentlichten) Werk nennt sich Schmidt noch nicht einen Schriftsteller oder Poeten, er betritt dort das »Elysium«, das Jenseits der von ihm verehrten Dichter, als »guter Leser« – solche leisten dort den Dichtern Hilfs- und Handlangerdienste. Die Beschäftigung mit den Büchern anderer durchzieht Arno Schmidts literarisches Werk, man liest daraus vor, spricht über sie, erörtert Fragen der Dichtung.

Das öffentliche Reden über Literatur macht einen großen Teil von Arno Schmidts Werk aus. Er schrieb ab 1955 sogenannte »Nachtprogramme«, literarische Radiosendungen, für die er eine eigene Form fand : das Gespräch zwischen einem (oder zwei) skeptischen Laien und einem überlegenen Kenner. Schmidts Leserinnen und Leser wurden so zu Hörerinnen und Schülern. Aus eigenen Werken hat Schmidt kaum je vorgelesen, es waren immer die Werke anderer, über die er seine Sprecher dozieren und aus denen er sie vorlesen ließ.

Schmidt war Büchersammler, auch dies von Jugend auf. Später benötigte er für seine Arbeiten oft Bücher, die der normale Buchmarkt nicht hergab – er musste in Antiquariaten und Katalogen danach suchen. Dafür bat er gelegentlich Leser um Unterstützung. Aber ein Sammler will immer mehr, als er gerade braucht, er möchte das Werk eines Autors komplettieren, er sucht Entlegenes. So hat Sammeln auch immer etwas, das über das rationale Beschaffen dessen, was man braucht, hinausgeht. Schmidts Roman

Das steinerne Herz sollte ursprünglich »Der Sammler« heißen, weil die Leidenschaft seines Protagonisten für Hannoversche Staats-handbücher die Handlung, zwei Liebesgeschichten in West- und Ostdeutschland und allerlei mehr, in Gang bringt.

Bücher, heißt ein altes Sprichwort, haben ihre eigene Geschichte, aber sie sind auch Teil der Geschichte dessen, der sie einmal besessen hat : »Für Einhundertvierzig Mark erwarben wir ein Leben«, heißt es in *Ich bin erst Sechzig*.

Der vorliegende Band endet mit den Aufsätzen *Meine Bibliothek* und *Der Platz, an dem ich schreibe*. Der erstere handelt unter anderem von der »ersten Lektüre« (»schlimmer als die erste Liebe«), von unterschiedlichen Möglichkeiten der Verbindung fremder und eigener Literatur – vom Zufall der Ähnlichkeit (der vielleicht doch keiner ist) bis zum »nackten Plagiat« –, der zweite von dem bücherumgebenen Schreibtisch. In den weiteren Texten findet sich eine Reihe kleiner Hinweise darauf, wie man liest, lesen sollte, lesen kann, was die Umstände des Schreibens begünstigt oder behindert, welche Hilfsmittel benötigt werden. Kleine Konfessionen eines Dichters, der sein Schreiben immer wieder als eine Art Handwerk verstand (allerdings Talent oder Genie zu den nicht erwähnenswerten Voraussetzungen dieses Handwerks rechnete), ein Handwerk nach der Maxime : »1 Tagewerk noch vorm Frühstück!«

LESEN IST SCHRECKLICH!

Wenn ich vom Helden höre, daß er sich zum Denken anschickt : »... er runzelte die Stirn, und preßte streng die Lippen aufeinander ...« – schon fühle ich, wie sich mein Gesicht, vorn, zu der gleichen pensiven Grimasse verformt! Oder : »... ein hochmütiges Lächeln spielte um seinen rechten Mundwinkel ...« – mein Gott, muß ich dabei albern aussehen; denn ich kann nun einmal nicht unsagbar hochmütig lächeln, und schon gar nicht mit dem rechten Mundwinkel für sich; das ist auch so eine Gabe, die mir das Schicksal versagt hat.

Das muß Vielen so gehen! Morgens, in der Straßenbahn, sieht man deutlich die Verheerungen, die die Schriftsteller unter uns anrichten; wie sie uns ihre Gedankengänge, die verruchtesten Gebärden, aufzwingen. Gestern hob der junge Mensch mir gegenüber – er ist Student an der Technischen Hochschule, und las einen mir übrigens unbekanntem ›Tennessee Williams‹ (so hießen in meiner Jugend allenfalls die exotischen Verbrechertypen, ›Alaska=Jim‹ und ›Palisaden=Emil‹!) – also der hob den Kopf, und besah mich mit so unverhüllter Mordgier, daß ich mir davor bebend den Hut tiefer in die Stirn zog; auch eine Station früher ausstieg (beinah wär ich zu spät ins Geschäft gekommen. Wahrscheinlich hatte er mich langsam von unten herauf in Scheiben geschnitten; oder in einen Sack gebunden, und mich von tobsüchtigen Irren mit Bleischuhen zertanzen lassen!).

Oh, der Zeitungsroman, der Zeitungsroman! Neulich stand mitten im Text die nichtswürdige Wendung : »... er wandte den Kopf, langsam, wie Löwen pflegen ...« – am nächsten Morgen machte die Hälfte der Mitfahrer den Eindruck, als hätte sie Genickstarre; sie blinzelten und schnarchten verächtlich verzögert. Auch mit den jungen Mädchen war an dem Tage nicht auszukommen; sie schienen alle die Taschentücher vergessen zu haben, und bestarrten uns

Männer aufs unverschämteste. Erst später erfuhr ich, daß es im Konkurrenzblatt geheißen hatte : »... sie rotzte frech ...«

Von Kind auf habe ich darunter gelitten! Während der Lehrzeit bei Henschel & Cie. las ich einmal, wie ein junger Mann seinen Chef durch hohe Freimütigkeit derart gewann, daß er ihn später zum Teilhaber erkor – : am nächsten Tage wäre ich beinah geflogen!

Meine zweite Freundin – solche Figur hat heut Keine mehr! – habe ich dadurch verloren. Sie las – völlig richtig! – in den entscheidenden Tagen Heinses schwülen ›Ardinghello‹; während Satan mir die ›Mittlere Sammlung der Reden Gotamo Buddhos‹ in die Narrenhände gespielt hatte : folglich versuchte ich soeben, meine Ration auf das dort vorgeschriebene eine Reiskorn pro Tag herabzustimmen (beziehungsweise die landesüblichere Magnum Bonum), und hoffte vermittels solcher Diät binnen kurzem die gebührenfreie Überwindung von Raum und Zeit zu erlangen. Hatte auch den Kopf voller Wendungen à la »... einsam, wie das Nashorn wandelt ...«; und versuchte ihre Bluse erstorbenen Willens zu besehen – ich kann mich selbst nicht mehr achten, wenn ich an jene Tage denke!

Dabei laboriere ich auch heute noch an den gleichen Problemen. Ich muß zwangsläufig und verstohlen die Lektüre meiner Frau kontrollieren, nur um zu wissen, was sie denkt. Ich tue das regelmäßig, seitdem sie einmal acht Tage lang so kalt und haßvoll tat, daß selbst ich Scheidungsgedanken erwog – bis ich herausfand, daß in ihrer Fortsetzungsgeschichte der Held soeben die Heldin betrogen hatte, und allerlei Haß und Wut stattfand. Ich habe schon versucht (heimlich, versteht sich!) sie zu lenken : indem ich ihr üppige Lektüre unterschob; es gibt ja Autoren, die einen Hautana mit Inhalt dergestalt zu beschreiben verstehen, daß selbst graubärtige Prokuristen toll werden. (Aber damit muß man auch vorsichtig sein, daß man nicht überdosiert; ich bin nicht mehr der Jüngste!). (Meinem Hauswirt müßte ich einmal eine Geschichte von edelmütigen Gläubigern in den Briefkasten schieben).

Diese Brüder – die Dichter – machen letzten Endes mit Einem, was sie wollen; sei es, daß sie Einem die segensreichen Folgen des

regelmäßigen Genusses von Sanella vorgaukeln; sei es, daß man nur noch in ihren Formeln, Wortfügungen, Redensarten stottern kann. Ich habe eine Sommerreise verschoben, nur weil ich vorher die genial=scheußliche Schilderung eines Eisenbahnunglücks gelesen hatte. Andererseits bin ich in die Emsmoore gefahren – meingott, was für ein Land! : mit den Bewohnern kann man sich nur durch Zeichen verständigen; nie werden die Füße trocken; und der Regen, der regnet jeglichen Tag – und nur, weil ein Dichter Liebesszenen dort lokalisiert hatte; Liebesszenen! : angeblich floß die Luft dort grundsätzlich heiß, wie flüssiges Glas; und die Mädchen nahmen freiwillig Stellungen ein, wie man sie sonst nur aus Tausendundeinernacht kennt – – : *ich will nicht mehr lesen!!*

Eigenen Gedanken soll ich mich überlassen? Davor möge mich Gott bewahren! : meist habe ich gar keine; und wenn wirklich, dann sind die auch nicht erste Qualität. Ich habe ja alles versucht; ich bin wissenschaftlich geworden; ich habe mir eine ganze Sammlung von Werken über den Mars angelegt, ausgesprochene Autoritäten, von Schröter über Schiaparelli bis Antoniadi und Graff : wenn ich dann im Geist über den rostroten Wüstenboden von Thyle I oder II wanderte, und in flechtenüberkrustete Felslabyrinth einbog – bummelte nicht um die nächste Ecke schon Frau Hiller, einsam und listig? (Oder, noch schlimmer, die verdorbene Kleine vom Drogisten an der Ecke!). Geschichtliche Werke? : ich habe mich gewissenhaft in das Zeitalter Cromwells vertieft; und unverzüglich die Kollegen durch ein trotziges und verwildertes Benehmen überrascht; tat seltsame Schwüre : »Bei Gott und dem Covenant!«; unserm Einkäufer schlug ich vor, seinen Sohn zu taufen ›Obadja-bind-their-kings-in-chains-and-their-nobles-with-links-of-iron‹.

Schlafbücher müßte es geben : von zähflüssigstem Stil, mit schwer zu kauenden Worten, fingerlangen, die sich am Ende in unverständliche Silbenkringel aufdrieseln; Konsonantennarreteien (oder höchstens mal ein dunkler Vokal auf ›u‹) : Bücher *gegen* Gedanken.

Was soll ich bloß tun?!

FLUCHT VOR DEM WERK

Zugegeben : zunächst ist es durchaus so, daß der Schriftsteller sein erstes gedrucktes Buch mit hoher Lust betrachtet; ein Gefühl, keinem anderen vergleichbar. Weiß man doch nur zu genau, wie man selbst die alten vergilbten Bändchen irgend eines Lieblingsdichters entzückt gelesen, und ehrfürchtig hin und her gewendet hat : allein die Möglichkeit einer direkten persönlichen Einwirkung noch nach Jahrhunderten ergibt einen berausenden historischen Hintergrund – das wohl handgreiflich=größte Stückchen »Unsterblichkeit«, das uns Menschen erreichbar ist.

Und konsequent trägt ETA Hoffmann am 26. Oktober 1803 in sein Plozker Tagebuch ein : »Mich zum ersten Mal gedruckt gesehen im Freimütigen. Habe das Blatt zwanzigmal mit süßen, liebevollen Blicken der Vaterfreude angeguckt : frohe Aspekte zur literarischen Laufbahn!« Goethe gibt zu : »Schon meine Mitschuldigen hätte ich gern gedruckt gesehen!«; und vom Goetz : »Mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in sauberen Aushängebogen zu sehen; sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht.« Und Fouqué, der Schöpfer der »Undine«, gesteht aus der Zeit seiner Schlegelschen Schülerschaft : »Ich war dazumal wie besessen von einer albernen Lust, mich gedruckt zu sehen, und zwar in ausnehmend eleganter Form.«

Theoretisch möchte man nun folgern, daß das so bleibe; daß der Dichter keine angenehmere Erholung kenne, als in einer Freistunde seine Werke wieder einmal zur Hand zu nehmen, lächelnd und nickend darin zu blättern, und überhaupt »recht was auf sich zu halten«, wie Hoffmann es später ironisch formuliert hat. Wie befremdlich klingt da zunächst die Wahrheit!

So schreibt klipp und klar Jean Paul anlässlich der Vorrede zur zweiten Auflage der »Grönländischen Prozesse« : »Bei dieser Ge-

legenheit lernte ich dasselbe, da ich es seit mehr als anderthalb Vierteljahrhunderten nicht angesehen, wieder kennen, und las es völlig durch.« Als Wieland bei Gelegenheit der Herausgabe »Sämtlicher Werke« seine Jugendarbeit, »Die Natur der Dinge«, mit aufzunehmen beschloß, erfahren wir, daß er es nach siebenundzwanzig Jahren zum erstenmal wieder in die Hand nahm; und so groß war die Entfremdung gegenüber dem Text geworden, daß er, um Anmerkungen ersucht, bei manchen Stellen bekennen mußte, er wisse nicht mehr, was er seinerzeit dabei gedacht oder gemeint habe! Und das ist gar nichts Einmalig=Erstaunliches : der englische Dichter S.T. Coleridge setzt mehrfach unbefangene Anmerkungen wie diese unter seine Arbeiten : »Das sind ausgezeichnete Verse – obwohl, ich, der Verfasser, das selbst sage – dennoch soll man mich hängen, wenn ich jetzt noch weiß, was ich dabei gedacht habe!« Am 27. Januar 1799 sitzt Jean Paul mit Wieland, Schiller, Herder und Goethe am Tisch – Welch eine Tafelrunde; wer würde nicht ein Jahr seines Lebens für einen Platz dabei geben! – »Hier sagte mir Goethe, der nur allmählig warm werden will : er habe seinen Werther zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen, und so Alles : wer wird sich gern eines vorübergehenden Affekts, des Zorns, der Liebe, usw. erinnern?«

Hier ist man einer Erklärung des bestürzenden Phänomens schon ganz nahe : so tief ist das Erlebnis gewesen, so giftig=klar hat man sich Alles machen müssen – um es in bewußt niedergeschriebenen Worten fixieren zu können : man durfte nicht einfach unbekümmert »fühlen«, wie die glücklich Anderen! – so schamvoll=aufreibend hat der Dichter aus seinen Adern mitstenografieren müssen, daß er später instinktiv aus Selbsterhaltungstrieb jede Erinnerung an das Erlebnis flieht! (Natürlich wird er logischerweise dann darum »ärmer«, löst sich langsam auf, in sein Werk). Und nun ist Fouqués Geständnis auf einmal doch wieder »natürlich«, wenn er am 6. Juni 1810 einem Freunde schreibt : »Ich saß gestern Abend allein in der großen Halle, die Anderen waren alle ausgeflogen. Es gewitterte, und die Luft war grau und rot und

zuckte. Ich griff mir auf dem Klavier Miltitzens Komposition des Narrenliedes, und nahm dann meinen Alwin selbst zur Hand, um darin zu blättern : ich vermochts nicht! So maßlos folterte mich die Erinnerung, daß ich aufschrie, und mich vor dem Buch verbarg!«

Denken Sie also in Zukunft, wenn es wieder einmal im Radio heißt : »Der Dichter liest aus seinen Werken«, auch hieran : daß er wahrscheinlich lieber alles andere tun möchte.

ICH BIN ERST SECHZIG

Ich ging damals hin, wie ich zu allen Auktionen gehe : nicht um zuzusehen, wie Mutters Wintermantel und Überschuhe versteigert werden (und hinten in der Ecke erkennt man genau das graue schluchzende Gesicht der Tochter – nicht Mörder nur werden nämlich immer wieder an den Tatort gezogen; auch die Armen); dann setzt sich wohl eine dicke Person mit dreifachtem Unterkinn in den Korbsessel, und bietet mit, indem sie mit der Regenschirmspitze halb die Luft vor »ihren« Gegenständen anritzt; oder nutzlose alte Möbelchen werden vorher mehrfach laut als »Brennholz« bezeichnet, um den Preis zu drücken – wie gesagt, deswegen nicht. Ich brauche die Reste meiner Phantasie, um damit die wenigen Sachgebiete zu beheizen, die mich vor völliger Erstarrung bewahren : ich gehe hin, wegen der Bücher.

Bücher sind immer meine große Leidenschaft gewesen. Nicht diese neuen, grell eingebundenen; aber wenn ich so ein Bändchen von 1850 anfaßte – leicht wie Federn sind die alten Dinger gegenüber unseren schwerpapierigen rauhen Tafeln – überkam mich stets etwas von dem Geiste des Alten, längst Ausgestorbenen, der sich da monate- und jahrelang um irgend ein (heute absurdes) Problem gemüht hatte. Wie unwillig war ihm der Mund im Gesicht herum gegliitten, wenn ihn spät abends die Frau vom Schreibtisch abrief – und er mußte doch nächsten Morgen wieder im strammen Büro sein! Was hatten die alten Männer gearbeitet! (Bald würde auch ich einer sein; triefherzig, mit zähem Ideengewackel, fingerschläuchig, ein weißer Greis, gack, gack)!

Also die Bücher.

Ich war mit meiner Frau hingegangen, und sah bereits von ferne das abgewetzte Regal, und den hageren Alten, der davor lungerte. Konkurrenz muß man wittern und hassen. Witterte und haßte ich also den kleinen Dürren, und sah ihn von oben an : ich bin zwei Meter groß und kann das sehr.

Er erwiderte mit giftigen Blicken von unten den Guerillakrieg; schob sich aber (sein Interesse zu verbergen?) langsam beiseite.

Mist. Ziemlicher Unfug zuerst. Billige Sachen; das heißt solche, um die sich ein Geist, durchs Alter historisch geworden, gar nicht mehr kümmert. Das Leben ist so kurz! Selbst wenn Sie ein Bücherfresser sind, und nur fünf Tage brauchen, um ein Buch zweimal zu lesen, schaffen Sie im Jahre nur 70. Und für die fünfundvierzig Jahre, von Fünfzehn bis Sechzig, die man aufnahmefähig ist, ergibt das 3.150 Bände : die wollen sorgfältigst ausgewählt sein!

Dann aber erschien eine – verhältnismäßig – rare Sammlung von Werken, das alte Königreich Hannover betreffend. Niedersachsen war stets meine große Liebe gewesen (ich bin Hamburger!); und ich notierte, im Betasten der Bände, die Eifersucht des Rivalen : wie er näherkam; wütend kaute; die Hände in den Hosentaschen sicherstellte; ich konnte ohne Leiter schamlos bis in die obersten Reihen langen. (Und tat es, ihn zu demütigen, mit bordellenen Griffen.)

Meine Frau mußte die kleine Tabelle herausnehmen, auf der ich die Jahrgänge des hannoverschen Staatshandbuches verzeichnet hatte, und wir verglichen laut, unbekümmert, herausfordernd (nachdem ich sie durch ein paar Silben auf den Greis zur Rechten aufmerksam gemacht hatte). Entweder ein Fanatiker; oder mit zuviel Syndetikon im Blut.

Schon schob er sich näher, und bat : »Wollen wir unsere Interessensphären nicht abgrenzen?«. Leider stellte sich heraus, daß wir dieselben hatten. Er zögerte; zitterte; (mochte 70 sein); und bat (schlechte Nerven) schon jetzt um Pardon : es sei die Bibliothek seines Freundes.

Curt Heinrich Conrad Friedrich Jansen hatte zeit seines Lebens sämtliche Bände Staatshandbücher des ausgestorbenen, abgewrackten, Königreiches Hannover gesammelt; und dann eine Kartei begonnen, in der er das gesamte Personal damaliger Zeit erfassen wollte. (Er versprach mir Proben der Arbeit!). Er sei sein »geistiger Erbe« und *müsse* den Handapparat erwerben. Sonst die

Seele keine »Ruhe«. Die Drohung verding nicht : ich war über zwei Meter groß!

Er unterschrieb einen Vertrag, gemäß welchem, nach seinem Tode, das ganze Material an mich fallen mußte. Er bat und flehte darum.

Die Versteigerung begann. Ein anwesender Antiquar bot hundert Mark für den »ganzen Laden«; wir hundertundfünf; er hundertzwanzig : ich drückte »meinem« Alten weitere hundert in die Hand; der Buchjobber verstummte unbeteiligt=ungehalten. Für Einhundertvierzig Mark erwarben wir ein Leben. Ich Idiot half meinem Alten noch, die Bände und Karteien auf einem Handwagen heimziehen.

Ich besuche ihn oft, und kontrolliere, ob er die Kartei auch redlich weiterführt. Natürlich kommen wir oft in eine Art Gespräch. Er trinkt gern meinen Nescafe; weiß aber unheimlich viel vom alten Königreich Hannover; eine Skylla in Worcestertunke. Ich auch.

Aber ich kriege ihn : er ist Neunzig; ich bin erst Sechzig.

NEBENBERUF : DICHTER?

Nicht etwa eine Ostdeutsche Zeitung war es – dort weist man sehr wohl dem Schriftsteller seine, wenn auch arg eingeschränkte, »Funktion« in der Gesellschaft zu – sondern ein Österreichisches Blatt, in welchem kürzlich ein angesehener Kritiker es ganz offen aussprach : daß der Nur=Dichter keine Daseinsberechtigung mehr habe; dergleichen Schmetterlinge könne sich die schwer arbeitende Menschheit nicht leisten! Da der betreffende Herr gleichzeitig Verleger ist, also immerhin davon lebt, daß er Bücher – die ja irgendwie geschrieben werden müssen – verkauft, muß er also der Ansicht gewesen sein, daß sich »Dichten« als Nebenberuf, in der Freizeit, betreiben läßt.

Und läßt sich das nicht sogar »beweisen«? : War nicht Schiller im Hauptberuf Universitätsprofessor; ETA Hoffmann nicht Kammergerichtsrat; Lessing nicht Bibliothekar; selbst der große Goethe nicht zehn lange Jahre hindurch fleißigster Staatsminister? Und was haben diese Leute nicht als Dichter geleistet : da werden unsere druckgeschwärtzten Epigonen doch auch nicht zu gut sein, sich ihr Brot durch ehrliche Arbeit zu verdienen!

Gewiß; Schiller war Dozent, und kein schlechter; und er dichtete »nebenbei«, – und er starb mit 46 Jahren, sinnlos verbraucht, wie eine an beiden Enden angezündete Kerze! Und Hoffmann hat am Tage pflichtgetreu in Akten gewühlt; und nachts mit flackernder Hand die glühenden Gebilde gestaltet, an denen sich noch heute der Leser »ergötzt« – und er ist, ohnehin von schwächlichem Körper, mit 45 vergangen. Und der von der Natur mit robuster Gesundheit ausgestattete Goethe war 10 Jahre lang Minister – und schrieb während dieser Zeit kaum eine Zeile; bis er sich endlich, von Grauen ob seiner geistigen Erstarrung geschüttelt, durch eine förmliche Flucht nach Italien »rettete«, d. h. wieder ins Land des Geistes zurückkehrte.

Ist man sich in Leserkreisen überhaupt klar darüber, was ein Dichter an rein handwerksmäßiger Ausstattung mitbringen muß? Lassen wir einmal die erst in zweiter Linie kommenden »Naturgaben« beiseite – also den angeborenen Sinn für Rhythmus und Wohlklang, für Naturschönheit und dichterische Situationen – unausgebildet befähigen sie zum, auch schon seltenen, »guten Leser«. Aber der gute Schriftsteller muß auch einen aktiven Wortschatz haben, der das mehrfache von dem des Durchschnitts be trägt; er kann gar nicht groß genug sein : »Ich habe drittehalb Tage über einer einzigen Strophe zugebracht« schreibt Wieland unruhig an Merck während der Arbeit am Oberon : »wo im Grunde die Sache auf einem einzigen Worte, das ich brauchte und nicht finden konnte, beruhte. Ich drehte und wandte das Ding und mein Gehirn nach allen Seiten; weil ich natürlicherweise gern die nämliche bestimmte Vision, welche vor meiner Stirn schwebte, auch vor die Stirn meiner Leser bringen möchte, und dazu oft von einem einzigen Zuge oder Reflex Alles abhängt.« Natürlich darf man gleich wieder spöttisch einwenden : seliger Beruf, wo man sich 60 Stunden um ein einziges Wort mühen kann; wir, bei der Dresdener Bank – – gewiß! Aber meinen Sie tatsächlich, daß ein Dichter göttliche Verse nur so hinsprudelt; daß Goethe umsonst Eckermann eingestand, wie er froh sei, wenn ihm am Tage »eine Handbreit Zeilen« vom »Faust« gelinge? Wasser im Mondschein als »mildeblitzend Glanzgewimmel« zu sehen, setzt nicht nur unerhörte Konzentration voraus, sondern bedeutet auch mehrere, immer wieder durchgestrichene und weggeworfene Notizzettel! – Zu dieser Ausweitung des verfügbaren Wortschatzes gehört nicht nur immer neue Lektüre, sondern ebenfalls die Erlernung mehrerer Sprachen; das ermöglicht Assoziationen, Anklänge an Ähnliches : »harp« heißt im Norwegischen »Egge« : schon tastet die Hand zum (auch nachts stets daneben liegenden) Block – aber was ist das dann für ein Schlaf!? – und kritzelt : »Eine Egge harfte die Erde«. Außerdem braucht man Fremdsprachen für die leider stets notwendige Brotarbeit des Übersetzens; und was es bloß an regel-